

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 33

Artikel: Der Flüchtling im Backtrog
Autor: Keller, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Waldteich.

Von Robert Scheurer.

Dir, stilles Wasser, bin ich allzeit hold,
Das mitten in des Waldes lausch'gem Duster
Geruhsam träumet in des Mittags Gold,
Umspielt von heimlichtrauem Schilfgeflüster!

In Himmelsreine liegt auf dir der Schnee
Der lilienweißen, milden Wasserrosen
Wie eingestickt von einer Zauberfee
Ins Blättergrün, das Wellchen sanft umfosen.

Libellen tanzen flimmernd über dir
Blaugolden ihren ewiggleichen Reigen,
Und Bienensummen weist im Buschgewirr,
Daß beerenschwer sich dort die Ranken neigen.

In hoher Tannen feierstillen Hut
Liegst du, ein dunkler, unbewegter Spiegel,
Und ist mir grad, in deiner Rätselslut
Ruh' tief verborgen allen Schicksals Siegel.

Du mahnst an einer ernstest Seele Licht,
Das mir einst winkt' zu treuem Lebensbunde;
Doch ach, mein Jugendaug' erkannte nicht
Den Diamanten auf dem dunkeln Grunde!

Das Orgelkonzert.

Von Roland Bürki.

Der letzte Tag meiner Ferien. Das Postauto hat mich
vom Schwarzsee her nach Freiburg gebracht.

Menschen eilen, Karren rasseln, Trams und Belos
läuten, Autos rasen, weiße Staubwolken hinter sich auf-
wirbelnd.

Müde schlendere ich in der Mittagsglut dahin.

Da sieh! Wie eine rettende Insel steht plötzlich die
Kathedrale vor mir. Wie ich das schöne Tor betrachte,
fällt mir ein Anschlag auf: Concert d'orgue, aujourd'hui
deux heures.

Genug. — Abgeschlossen von dem Lärm der Welt.
Stille Erwartung. Ein Bündel Sonnenstrahlen bricht gol-
den durch ein Fenster, legt bunte Farben auf den Boden.
Andächtige Gesichter, Reihe an Reihe.

Woll und frisch fällt die Orgel ein und reißt mich
mit einer Flut von Tönen aus tiefem Sinnen. Bänke und
Menschen verschwinden. Ich sehe nur vor und neben mir
aufstrebende, gotische Säulen und weite Bogen. Ich werde
emporgetragen in reine, lichte Höhen. Engelchöre jubeln im
strahlenden Himmel.

Immer das gleiche Thema kehrt wieder, bald im So-
pnan, bald im Baß, umrieselt und umsprudelt, immer drän-
gender, konzentrierter, und zuletzt alles in einen jubelnden
Saß zusammenfassend.

Und nun der Gegensatz im zweiten Stück: Duster, schwer
schleichen die Akkorde. Nacht. Die Sterne funkeln. Ruhig
schläft die Erde. Ein Atem Gottes wehet linde über Felder,
Dächer, Gärten. Ein stiller, tiefer Traum.

In weiter Ferne nur löst leis sich eine Stimme, ein-
sam, warm und süß wie eine Flöte. Langsam schwillt sie
an und steigt und steigt, in schwerer Sehnsucht von der Erden-
last sich losringend, bittend, wie die Goetheworte:

„Süßer Friede, komm'
Ach komm' in meine Brust.“

Und Friede träufelt nieder, erquickt die Seele in der
Harmonie mit Gott.

Und wieder folgt ein ernstes Stück: Dumpfe Glocken-
töne klingen klagend, schwer und bang. Ein düsterer Zug

von schwarzgekleideten Menschen schreitet still der Kirche zu.
Um Trost und Hilfe flehen sie, die Trauernden und Klä-
genden. Und Trost und Hilfe kommen. Da strömen glanz-
volle Töne aus überirdischer Welt auf uns herab, wie
Licht aus den Wolken auf Rembrandtschen Landschaften,
erquickende, perlende Taupfen des Himmels. Dürstend
saugen unsere Seelen diese köstlich reine Gabe ein. Ge-
stärkt gehen wir nach Hause.

Ein anderes Bild hat die Musik in meiner Phantasie
noch hergezaubert: Sonntagnachmittag im Sommer. Groß-
mutter sitzt allein im Stübchen, bei blühenden Geranien
am Fenster. Die Brille auf der Nase, liest sie in der Bibel.
Still ist es ringsumher. Nur eine Fliege surrt hin und
wieder an der Wand.

Da springt die Türe auf. Der lichte Sommer strömt
herein. Und wie ein Schmetterling fliegt ein kleines Mäd-
chen mit wilden Locken und glänzenden Augen der Groß-
mutter auf den Schoß. Von blumiger Wiefe hat ihr die
Kleine einen bunten Strauß mitgebracht. Das musiziert und
duftet und blüht in allen Farben: Hier ein leidenschaftliches
Aufflachen von Mohn und roten Rosen, dort ein fattes
Gelb, ein still verhalten Leuchten, und hier ein liches Blau
und dort ein weißes Blümchen. Würziger Heuduft, Käfer-
gebrumm und Müdengestumm in Baß und Mittelstimmen.

Die letzte Nummer noch: Der Abend naht. Gewitter-
schwüle lastet auf den Feldern. Dick und warm ist die Luft.
Ich fühle mich eingengt, unruhig. Die Spannung wächst,
zerwühlt mich. Die Töne wollen nicht fliehen. Sie hocken,
und sie brüten.

Da horch! Dort hinterm Wald aus dunkler Wolke
ein fernes Rollen. Ein zweites, diesmal stärker, ein Grollen,
grimmig, schwarz und dumpf. Und jetzt entladet sich die
Spannung. Die Töne brausen hervor. Die Erde zittert.
Der Donner rollt. Krachend, bestend stürzen rings die
Säulen und Mauern ein. Es ist wie das jüngste Gericht.
Ich weiß nicht, wo ich mich halten soll. Doch in der höchsten
Not reicht Gott uns die Hand. Start und zuversichtlich
singt der Alt und bleibt durch alles Donnern tief sich im-
mer gleich. Vertrauend flammern wir uns fest an ihn. Durch
alle Gefahr hilft er. Ich sehe eine Familie um den Tisch
beim trüben Ampelschein versammelt. Draußen tobt das
Gewitter. Der Regen trommelt an die Scheiben. Alle haben
die Hände gefaltet. Der Vater liest aus der Bibel: Wer
im Schutze des Höchsten steht und im Schatten des All-
mächtigen sitzt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht
und Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.

Trost und Stärkung schöpfen alle.

Endlich verfliegen die schwarzen Wolken, ein unwilliges
Brummen noch, und befreit atmet die ganze Natur auf.
Abgewälzt ist die fürchterliche Last, und ruhig sinkt die Nacht.

Still und in tiefer Stimmung verlasse ich die Kirche.
Ich höre die laute Welt nicht. Wie im Traume schreite
ich den Lärm dahin. Mir ist, als nehme ich etwas mit,
eine Kraft und eine Zuversicht, hinaus in das laute, rasche
Leben.

Der Flüchtling im Bocktrog.

(Eine Fasette aus dem Tessin von Walter Keller.)

Es war einst ein Soldat. Der hatte zwei Jahre lang
als Freiwilliger gedient und als die Zeit um war, wollte
er wieder nach Hause zurückkehren. Unterwegs überraschte
ihn ein starkes Gewitter und er suchte Obdach unter einer
Hütte. Mittlerweile fuhr es fort zu donnern und in Strömen
zu regnen und der arme Soldat stand da und wartete miß-
vergnügt, ob das Wetter endlich wieder besser würde. Und
wie er so trübselig in das Unwetter hinaus blickte, kam
etwas Kleines, Schwarzes auf ihn zugehauert. Als er ge-
nauer zuschaute, sah er, daß es ein Rabe war. Er nahm
ihn freundlich auf den Finger und sprach zu ihm: „Du sollst
mir auf der Reise Gesellschaft leisten.“

Endlich graute der Tag, der Himmel heiterte sich auf und der Soldat konnte sich mit seinem Raben wieder auf den Weg machen. Er wanderte, wanderte und wanderte den ganzen langen Tag. Die Nacht brach herein und immer noch bemerkte er weit und breit kein Haus. Nachdenklich und abgemattet setzte er sich auf ein Mauerlein an der Straße, um ein wenig auszuruhen. Und indem er um sich schaute, wahrhaftig, da sah er weit weit weg ganz in der Ferne ein Lichtlein brennen. Also raffte er sich auf und wollte noch dorthin gelangen und als er endlich totmüde daselbst ankam, war es ein Bauernhaus. Er klopfte an die Tür, eine Frau öffnete und fragte ihn nach seinem Begehre. „Könnte ich nicht hier über Nacht bleiben, um etwas auszuruhen? Meine Beine mögen mich vor Müdigkeit nicht mehr tragen.“ „So kommt herein!“ sprach die Frau, ließ ihn in die Stube treten und Platz nehmen. Dann fragte er, ob sie nicht noch etwas wenig zu essen habe. Die Frau entgegnete, sie hätte nichts bereit im Augenblick; aber wenn er etwas Geduld haben wolle, werde sie ihm ein gutes Nachtessen zubereiten. Unterdessen wies sie ihm sein Nachtlager an. Es war ein Strohsack auf dem Dachboden. Dieser Boden war so beschaffen, daß seine Bretter jeweilen eine Hand breit auseinander standen, so daß man durch die Lücken von oben herab sehen konnte, was drunten vor sich ging. Der Soldat konnte aber vor Uebermüdung noch nicht einschlafen und war froh, daß er sich wenigstens austrecken durfte. Jene Bauersleute besaßen viele Rüche und der Mann war auf den Markt gegangen, um zwei oder drei Stück Vieh zu verkaufen.

Gegen Mitternacht vernahm unser Gast ein leises Klopfen an der Haustür. Die Frau rief „Herein“. Da kam ein Mann mit einem Tragkorb auf dem Rücken und packte eine ganze Menge Schwären aus. Der Soldat schaute aufmerksam durch die Bretterlücke hinab, was nun geschehen werde. Der Mann und die Frau fingen an, gierig zu essen, so daß man sah, daß sie es eilig hatten. Nach einer Weile hörte man ein neues Klopfen an der Türe. Nun wußte die Frau, daß das ihr Mann war. Aber bevor sie aufmachte, versteckte sie den Fremdling im Badtrog, worin sich der Teig befand, um das Brot zu backen. Die Schwären verbarg sie blisk schnell hinter dem Küchenkasten und im Backofen. Sobald sie alles hübsch versorgt hatte, nahm sie zum Schein ein paar Soden, an denen sie strickte, in die Hand und ging an die Türe, um aufzumachen. „Du hättest mich noch ein wenig länger warten lassen können“, sagte der Bauer zornig, als er in die Stube trat, und verlangte zu trinken. „Ich habe nichts da“, erwiderte die Frau. „Wenn du ein wenig Wasser mit Zucker darin willst, so will ich dir's wärmen.“ Aber der Bauer lehnte dies mißmutig ab. Darauf verlangte er etwas zu essen; die Frau versetzte jedoch wiederum: „Ich habe nichts da, geh jetzt zu Bette, morgen früh will ich dir ein gutes Essen richten.“ Aber der Bauer hatte keine Lust, ohne Essen noch Trinken zu Bette zu gehen. Da sagte die Frau, um das Gespräch auf etwas anderes zu lenken: „Weißt du auch schon, mein Antonio — so hieß nämlich der Bauer — daß ein Soldat in unser Haus gekommen ist, weil er nirgends mehr ein Obdach finden konnte?“ Da meinte der Bauer, sie solle ihn rufen, denn er hätte Lust, mit ihm zu plaudern, weil er ja auch zwei Söhne als Soldaten im Felde hatte. Die Frau wollte nicht, denn so würde die Sache sich noch in die Länge gezogen haben, sie hätte ihr reichliches Mahl nicht fortsetzen und den Mann aus seinem Versteck nicht fortlassen können. Der Bauer jedoch bestand so eifrig darauf, den Soldat zu rufen, bis sie schließlich gehorchte, um nicht Streit zu bekommen.

Jetzt stieg der Soldat mit samt seinem kleinen Reisegefährten, dem Raben, herunter. Die beiden Männer fingen an, miteinander zu plaudern und der Bauer freute sich, daß sein Gast hier noch ein Nachtlager gefunden habe. Als er dann auch den Raben bemerkte, fragte er ihn, was er mit jenem Vogel anfangen wolle. Der junge Mann gab zur Antwort: „Schaut, dieser Rabe da ist ein berühmter

Zaubervogel. Möchtet Ihr gerne eine Probe davon sehen? So zum Beispiel, hättet Ihr etwa gerne ein gutes Süppchen, das mit der Brühe eines feinen Kapaunbratens angemacht ist?“ — „Ja freilich, freilich, das wäre ganz nach meinem Sinn“, gab der Bauer zur Antwort. Jetzt gab Johannes — so hieß nämlich der Soldat — dem Vogel einen ganz leichten Schlag auf den Rücken, worauf dieser machte: „Qua, qua“ oder zu deutsch „Her damit, her damit.“ Dann sprach er zu der Bauersfrau: „Schaut einmal nach im Backofen auf der linken Seite, dort findet Ihr eine ganze Schüssel voll guter Suppe.“ Die Frau getraute sich nicht, zu zögern, aus Angst, entdeckt zu werden. Sie brachte also die Suppe auf den Tisch. Nun huben die beiden Männer an, aus Herzenslust zu essen. Als sie dann mit der Suppe fertig waren, sagte Johannes: „Möchtet Ihr jetzt noch gerne einen Kapaunbraten haben?“ — „Das könnt Ihr Euch denken“, erwiderte der Bauer erstaunt. Wieder gab der Soldat seinem Raben einen leichten Schlag auf den Rücken, dieser schrie: „Qua, qua“, her damit!“ — „Schaut, liebe Frau“, meinte der Soldat zur Wirtin gewandt, „dort hinter dem Küchenschrank werdet Ihr ein feines Hühnchen finden.“ Und richtig brachte sie den gewünschten Kapaunbraten auf den Tisch. Und so fuhr der Soldat fort, bis sie alles gegessen hatten.

Sobald sie damit fertig waren, sagte Johannes: „Nun, lieber Herr Wirt, möchtet Ihr nun auch noch den Teufel sehen?“ — „Poß Donner und Teufel, ja freilich, den möcht ich nun noch gern sehen“, erklärte der Bauer lachend. — „Nun gut, also Ihr stellt Euch dort an der Türe auf mit einem Stod in der Hand, ich gebe dem Raben wiederum einen Stupf und wenn ich auf drei gezählt habe, so wird der Teufel aus diesem Badtrog herausfahren!“

Jetzt wußte sich die Bauersfrau vor Angst kaum mehr zu helfen und gerne hätte sie die Sache verhindert; aber sie fürchtete, das Geheimnis könnte an den Tag kommen.

Der Soldat stellte sich an den Badtrog, zählte: eins, zwei, drei, hob den Deckel in die Höhe und der Fremdling, der sich darin versteckt hatte, stieg heraus, ganz überzogen mit frischem Teig und mit Mehl. Der Bauer, der an der Türe stand, gab dem vermeintlichen Teufel eine tüchtige Ladung Prügel mit auf den Weg, die hageldicht auf ihn niedersausten. Der mit Mehl übertünchte und unkenntlich gemachte Flüchtling gelangte derart aus dem Hause und war froh, noch so glimpflich davon gekommen zu sein.

„Lieber Prügel bekommen, als entdeckt und gar umgebracht zu werden“, mochte er bei sich denken.

Die Bäuerin hatte gezittert wie ein Espenlaub. Als dieser Auftritt vorüber und der Teufel entronnen war, wollte der Bauer Antonio, daß ihm der Soldat um jeden Preis den Raben gebe. Johannes aber tat dergleichen, als wolle er ihn nicht verkaufen. Schließlich anerbote ihm der Bauer einige Stück Vieh, worauf sich der Soldat damit einverstanden erklärte. Noch am selben Abend wurde der Handel abgeschlossen; Johannes ließ ihm den Raben und zog mit den dafür gewonnenen Rüche seiner Heimat zu.

Am folgenden Morgen sagte die Frau: „Jetzt haben wir nichts mehr zu essen!“ — „Ei, mach dir doch keinerlei Sorgen“, entgegnete der Bauer, „wir haben ja unsern Raben, diesen wertvollen Zaubervogel; der wird uns viel Glück bringen!“

Und sie fingen an, den Vogel zu streicheln und sorgsam auf den Rücken zu schlagen, damit er „qua, qua“ machen solle. Aber es erschien trotzdem kein Essen auf dem Tisch. Antonio aber gab nicht nach, fing immer wieder an, dem Vogel auf den Rücken zu tätscheln, es war alles umsonst, bis schließlich der arme Rabe unter den zu vielen Liebtsungen starb.

Inzwischen aber war Johannes mit seinen Rüchen glücklich heimgekehrt und der Bauer Antonio hatte das Nachsehen.